

Suhrkamp

Stanisław
Lem
Phantastik
und
Futurologie I

suhrkamp taschenbuch 996

Stanisław Lems *Phantastik und Futurologie*, in der BRD wie in Polen in zwei Bänden erschienen, ist der Versuch, eine Phänomenologie und Theorie der Science Fiction aufzustellen, zu welchem Genre Lem eine bekannt kritische Einstellung hat. Für ihn ist die Science Fiction kein rein intellektuelles Spiel, sondern eine Denkmethode zur Erforschung der Welt, vor allem der zukünftigen, des Menschen. Lem hat mit dem Begriff der Unterhaltungsliteratur nichts im Sinn, er ist unduldsam gegenüber dem Spiel mit dem Entsetzen, der Weltkatastrophe etwa. Er säubert daher das Terrain und legt den Grundstein für die Fragen, die er an die Science Fiction richten will. Sein Buch ist eine Einführung in die Schöpfungstheorie, in die Sprache, die Welt und die Strukturen der literarischen Kreation, verbunden mit heftiger Polemik gegen Strukturalismus und bestehende Science Fiction.

Stanisław Lem
Phantastik und Futurologie

I. Teil

Übersetzt von Beate Sorger
und Wiktor Szacki
(vom Autor autorisiert)

Phantastische Bibliothek
Band 122

Suhrkamp

Redaktion und Beratung: Franz Rottensteiner
Titel der Originalausgabe: *Fantastyka i Futurologia*



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1984

suhrkamp taschenbuch 996

© by Stanisław Lem 1964

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37496-2

www.suhrkamp.de

Einführung

Eine Definition des Phantastischen zu geben, ist eine der schwereren Aufgaben, die man sich stellen kann. Die Grenzen dieses Begriffes sind so verschwommen, daß – im Hinblick auf die vielen Dinge, die denkbar sind –, schon die Feststellung, ob das jeweilige Objekt phantastisch ist oder nicht, ein Dilemma darstellt. Ein quadratischer Regenbogen ist ohne Zweifel ein phantastisches Objekt, aber kann man eine Addition, in der zwei und zwei sieben ergibt, phantastisch nennen? Eine derartige Operation kann, wie mir scheint, eine phantastische Prägung erhalten, wenn sie in einem entsprechenden Kontext untergebracht ist. Das heißt, daß das Phantastische nicht Attribut isolierter Begriffe sein muß, sondern diesen durch ihre Zuordnung zu einem bestimmten komplexen System zukommt.

Phantastische Designate gehören teilweise in die Nullklasse, teilweise nicht in die Nullklasse von Begriffen. So sind z. B. ein Zwerg, ein Bewohner des Jupiter oder eine fliegende Schnecke Begriffe nicht existierender, aber phantastischer Dinge. Afrikanische Götter, zweiköpfige Hunde oder Computer, die Menschen hypnotisieren können, sind dagegen Begriffe existierender Dinge (d. h. Dinge, die real existieren können), die dennoch von vielen für phantastisch gehalten werden.

Was die Nullklasse der phantastischen Designate betrifft, so ist deren Menge nicht homogen. Die Nichtexistenz der Zwerge ist nicht dieselbe wie die der fliegenden Schnecken. Ich habe mir die fliegende Schnecke ad hoc ausgedacht, indem ich Attribute realer Dinge miteinander kombinierte, einen Zwerg hingegen kann man sich nicht ausdenken, denn dieser Begriff existiert bereits im Kollektivbewußtsein mancher Kulturkreise. Sicherlich entstand auch dieser Begriff irgendwann als Produkt kombinatorischer Akte, doch er hat keinen spezifizierbaren Autor, zumindest ist er uns nicht bekannt. Somit umfaßt die Nullklasse der phantastischen Designate sowohl Begriffe, die in einem Kollektivbewußtsein existieren – durch das jedes Mitglied des entsprechenden Gemeinwesens das fiktive Objekt, das zu dem jeweiligen Namen

gehört, beschreiben kann – als auch Objekte, die bisher noch niemand erdachte, aber die durch kombinatorische Akte konstruiert werden können. Durch eben diesen Unterschied kommt es, daß das Aussehen eines Zwerges als eines kleinen bärtigen Männleins nicht von mir abhängt, dagegen aber das Aussehen einer fliegenden Schnecke (der ich nach Belieben die Attribute eines Gefieders, eines Vogelfittichs oder eines Insektenflügels etc. beigeben kann). Doch weiter: von der Nichtexistenz realer Zwerge bin ich völlig überzeugt, doch die Existenz von Jupiter-Bewohnern ist für mich nur »wenig wahrscheinlich«. Wir stoßen hier auf die probabilistische Gradation des existentiellen Status phantastischer Objekte. Wenn die Jupiter-Bewohner entdeckt wären und das allgemeine Bewußtsein diese Tatsache assimiliert hätte, dann würden die Jupiter-Bewohner nicht mehr zu den phantastischen Gebilden zählen.

Doch durch die Tatsache, daß ein bestimmtes Objekt real existiert, muß dieses noch nicht automatisch die Merkmale des Phantastischen verlieren. Weshalb halten wir afrikanische Götter für phantastische Dinge? Doch wohl deshalb, weil wir von den ungewöhnlichen Eigenschaften, die ihnen von bestimmten Menschen zugeschrieben werden, nur eine ungefähre Vorstellung haben. Wenn wir nichts darüber wüßten, könnten wir ein Totem vielleicht für eine extravagante Skulptur halten, jedoch niemals für eine phantastische Schöpfung. Hier stoßen wir erneut auf ein Attribut des Phantastischen, das durch ein Begriffssystem denominiert wird, nämlich: durch den Glauben der Afrikaner, die diese Götter anbeten. Für uns ist ein Totem nur ein Gegenstand, für die Bekenner der afrikanischen Religion aber ein zu ihrem System gehörendes Signum. Darf man nun folgern, daß die Statuen von Engeln phantastische Objekte sind? Wohl kaum, denn in unserem Kulturkreis gelten Engel nicht als phantastische Wesen. Wir berühren hier einen delikaten Punkt der Psychologie des Glaubens: Christen ist es wohl kaum erlaubt, Engel für erdachte Wesen, die keine reale Existenz besitzen, zu halten. Gemäß dem Dogma, an das ein Christ glaubt, sind Engel existent, wenn auch auf eine andere Weise als Wolken oder Tisch und Stühle. So zählen selbst für die Menschen, die

den gegebenen Glauben nicht teilen, aber im Kreis seiner permanenten Ausstrahlung erzogen wurden, die Dinge, die durch die Begriffe dieses Glaubens denominiert sind, eigentlich nicht zum Phantastischen. So halten wir die Taube, sprich Heiliger Geist, die Erzengel, die Seraphime, Gott-Vater usw. nicht für phantastische Erscheinungen. Und wir würden von einem Werk, in dem Mariä Verkündigung dargestellt wird, wohl eher sagen, daß es zum religiösen Schrifttum gehört als daß es phantastische Literatur sei. Vom empirischen Standpunkt ist der Text ganz offensichtlich phantastisch, doch die Kriterien, die man bei einem Kommunikat zur Charakterisierung des Phantastischen gewöhnlich anlegt, sind eher kulturmorphologisch als wissenschaftlich-empirisch. Aber weshalb halten wir den dreiäugigen Schiwa oder den Zerberus-Hund für phantastische Wesen? Doch wohl deshalb, weil die Gottheit aus einem uns fremden Kulturkreis und der Hund aus der Mythologie eines seit langem toten Glaubens (und zwar der griechischen Mythologie) stammt. Die durch die unterschiedlichen Kulturkreise bedingten Differenzierungen, die die Taube, sprich Heiliger Geist, von Schiwa oder Zerberus unterscheiden, existieren für den Empiriker nicht.

Für einen Christen ist der Heilige Geist existent, wenn auch auf eine andere Weise als gewöhnliche Gegenstände; er ist ein transzendentes, aber kein phantastisches Objekt. Für einen Mathematiker-Platoniker dagegen existieren ideale mathematische Objekte, die er bei seiner Arbeit benutzt wie z. B. der Kreis, der Punkt, die Kugel, die Gerade etc.; diese Objekte existieren – so sagen die Platoniker – ebenfalls auf eine andere Weise als gewöhnliche Gegenstände, aber auch auf eine andere Weise als Engel oder Seraphime. Die idealen Objekte eines Mathematikers existieren somit in der Transzendenz, aber nicht auf eine übernatürliche Weise. (Sie sind nicht sakral.) Hier geht es um eine weitere, die dritte Variante des existentiellen Status.

Bisher haben wir nur über Objekte gesprochen, die zur Nullklasse gehörten; doch wie bereits erwähnt, werden oft auch solche Dinge für phantastisch gehalten, die real existieren können wie z. B. ein Computer, der ein Hypnotiseur ist,

oder ein lebender Hund mit zwei Köpfen. Objekte dieser Art werden deshalb als phantastisch angesehen, weil das allgemeine Bewußtsein sich an ihre Existenz noch nicht gewöhnt hat. Wenn die Ärzte sich zwecks Hypnose der Computer so geläufig bedienen werden wie heute der Stethoskope, dann wird man aufhören, solche Einrichtungen für phantastisch zu halten, und wenn ebenso die Verpflanzung von Köpfen Bestandteil des Allgemeinwissens wird, dann wird auch ein zweiköpfiger Hund als nichtphantastisch gelten. Ein alter Mann, der lebt, weil er das Herz einer jungen Frau in seiner Brust hat, war bis vor kurzem noch ein Objekt der Phantastik, was er heute schon nicht mehr ist. Ein Teil der Nullklasse phantastischer Designate wird also durch die wissenschaftlich-technische Entwicklung stufenweise entvakatisiert werden, indem diese Objekte die bisherige Menge dadurch vermindern, daß man sie für üblich zu halten beginnt.

Daher sind telepathische Maschinen oder Roboter, mit denen man einen Flirt beginnen kann, zwar phantastische Objekte, aber phantastische Objekte anderer Art als Zwerge, Geister und Vampire oder auch als griechische und hinduistische Götter. Denn die historische Entwicklung kann die Nullklasse der erstgenannten Begriffe irgendwann einmal entvakatisieren und diese dadurch entphantastisieren.

Doch es existiert noch eine weitere Gruppe von Objekten bzw. von phantastischen Prozessen, zu der z. B. der Zwilingsbruder Napoleons, der Sieg Polens über Deutschland im Jahre 1939, die Invasion der Marsianer auf die Erde im Jahre 1889 gehören, oder das im Atlantik zwischen Europa und Amerika existierende Atlantis als ein gesonderter, großer Kontinent. Diese Denominationen beschreiben weder Objekte, die irgendwann in der Zukunft entstehen können noch Objekte, denen man ein transzendentes (ideales) Sein zuzuschreiben geneigt ist. In welcher Form also existieren diese Ereignisse bzw. Objekte? Man kann von ihnen nur als einem potentiell Möglichen sprechen, das sich nicht realisierte, obwohl eine derartige Realisierung nicht mit der Kausalordnung der Dinge im Widerspruch gestanden hätte, also möglich gewesen wäre. Denn Napoleon hätte einen Zwilingsbruder haben können, Atlantis hätte existieren und der

Mars aggressive Bewohner haben können usw.; Erscheinungen also, die sich fakultativ in den Rahmen der Kausalordnung der Welt einordnen, unterliegen dadurch, daß ihre Möglichkeit sich nicht in Realität verwandelte, der Benennung phantastisch.

Bei der Vorbereitung unserer Reise zum Science-Fiction-Land sind für uns sowohl die Dinge am interessantesten, die es heute noch nicht gibt – obwohl sie irgendwann entstehen können –, als auch jene, die es nicht gibt und wahrscheinlich auch nie geben wird, aber die existiert »haben könnten«, – wobei diese ihre Existenz nicht im geringsten Widerspruch zu den Naturgesetzen steht.

Weitere Präzisierungen werden wir schrittweise während der Ausführungen liefern, jetzt wäre aber noch zu sagen, daß der Begriff der phantastischen Literatur als einem Produkt künstlerischen Schaffens sich nicht genau mit dem Begriff des phantastischen Kommunikats (der Übermittlung, der Überlieferung) deckt. Beide Begriffe entwickelten sich teilweise selbständig, aber auch teilweise gegenseitig abhängig. So durfte man z. B. die Strukturmodelle aus dem Bereich der Religionen solange nicht willkürlich zu literarischen Schöpfungen modifizieren, so lange die jeweilige Religion relativ breit geglaubt wurde. Insbesondere durfte dann eine derartige Modifikation nicht die religiösen Dogmen (sagen wir der unbefleckten Empfängnis) verletzen. Fragen wie: die Beziehung eines religiösen Paradigmas zur Struktur der Fabel, der Legende, des Volksmärchens und darüber hinaus der Novelle, des Romans oder der Oper gehören nur am Rande zu unserem Thema. Wir werden sie von Fall zu Fall berühren, ihnen aber keine umfangreicheren exegetischen Ausführungen widmen.

Es ist eine Besonderheit der Literatur, daß sie viele verschiedene Funktionen auf einmal erfüllt, d. h. erfüllen kann. Sie kann darüber berichten, was tatsächlich vorkommt (z. B. über die Napoleonischen Kriege oder die menschlichen Schwächen), darüber, was nach der Ästhetik oder der normativen Ethik vorkommen sollte (z. B. sollten die Menschen zueinander gut sein) und schließlich darüber, was überhaupt nicht vorkommt, aber worüber zu erfahren agréable ist, so-

gar wenn die ethische Qualität des Kommunikats fragwürdig ist (z. B. von der ungewöhnlichen, ja antiveristischen Überlegenheit des Helden in ritterlicher, erotischer oder anderer Hinsicht).

Die Literatur übt also wenigstens drei Funktionen aus: eine informative als informierende, eine didaktische als über Pflichten belehrende sowie eine unterhaltende als Pläsier bereitende. Die Science-Fiction-Literatur leistet überdies noch einen Extraservice – und zwar den prognostischen; was sie jedoch von der Erfüllung der oben genannten Funktionen keineswegs befreit. Somit können die Texte der Phantastik vierfunktional sein (dann, wenn sie gleichzeitig informieren, belehren, unterhalten und prophezeien).

Die folgende Besprechung der Phantastik ist dreigliedrig. Ihre drei Segmente sind: das strukturalistische, das soziologische und das problemorientierte. Davon zerfällt das erste wiederum in eine Triade; diese Dreiheit besteht aus einem Abschnitt über die *Sprache* eines Werkes, einem zweiten Teil – über die *Welt* eines Werkes – und einem dritten Teil über die Gesetze und Regeln der *Entstehung* eines phantastischen Werkes.

Wir gehen also zuerst an das Werk als eine *linguistische* Konstruktion heran, danach als an eine fiktive *Realität*, und schließlich sind wir – während wir bis in das Innere der Sprachabläufe und der Situationsmechanismen vordringen – der Schaffung von Science Fiction *in statu nascendi* auf der Spur.

Der zweite Problemkreis – *Die Soziologie der SF* – steht gesondert und bleibt umfangmäßig hinter den ihn flankierenden Nachbarn (d. h. dem strukturalistischen und dem problemorientierten Part) bedeutend zurück. Dies ist ein überleitendes Kapitel; denn davor wurde das analytische Verfahren abgeschlossen und danach beginnt ein Überblick über die Problemfelder, auf die die Phantastik sich einläßt und die mit Vorbedacht unpräzise bleiben wie z. B. *Die Katastrophe in der Science Fiction*, *die Metaphysik in der SF*, *der Sex in der Phantastik* usw. Dort fand auch ein Abschnitt über die sogenannte »Neue Welle«/»New Wave« der angelsächsischen Phantastik Herberge, übrigens auf einem recht

breiten Hintergrund – und zwar dem des modernen Experiments in der Prosa sowie deren evolutionären Trends des »semantisch-gelockerten« Typs. Vielleicht ist es sinnvoll, unseren Reiseplan schematisch darzustellen:

1. Strukturen	2. Schriftsteller – Leser	3. Problemfelder
I. Die Sprache des des Werkes	Einführung in die Soziologie der	Katastrophe Metaphysik
II. Die Welt des Werkes	Autoren, der Her- ausgeber und der	Sex »Neue Welle« in
III. Die Entste- hungsstrukturen des Werkes	Leser der SF	der SF usw.

Aus der Vielfalt der Dinge, die man tun kann, sind nur sehr wenige einer Realisierung wert. Und man kann zweifelsohne eine Schöpfung der phantastischen Literatur als eine »visio furore intellegens« – komparatistisch und sogar »instrumental« (d. h. im Sinne der Nutzbarmachung) – auf ein futurologisches Unternehmen ohne jedes künstlerische Attribut reduzieren. Der Haken und die Frage sind hier, ob es sich *lohnt*, so vorzugehen. Mir scheint, daß dem so ist. Höhere Benotungen und Plazierungen, die eine Literatur immer erhält, die nicht nur unterhaltende Inhalte liefert, sind wohl nicht nur Ausdruck einer snobistischen Heuchelei der Leser. Wahrscheinlich ist dies so, weil einer der wesentlichen und zugleich autonomen Werte unserer Kultur die Wahrheit ist: denn wir sind doch der Meinung, daß man die Wahrheit erkennen muß, auch wenn sie deprimierend ist. In Übereinstimmung mit dieser Feststellung glauben wir, daß die Literatur uns unterhalten, uns angenehme Entspannung oder einen schwindelnden Kopf verursachen, auch Formen des »wishful thinking«, d. h. einer sehnsüchtigen Träumerei, bewirken kann, sich aber nicht auf diese Dienste beschränken darf.

In der heutigen Zeit geht – allmählich und nicht ohne Mühe – eine tiefgreifende Reorientierung der Kultur vor sich: bisher starre die Kultur nur auf die historische Ver-

gangenheit und auf die Gegenwart des Menschen, jetzt aber beginnt sie, einen Teil ihrer fleißigen und solennen Aufmerksamkeit der Zukunft des Menschen zuzuwenden. Es geht nicht um eine voluntaristische, durch flüchtige Moden bedingte Veränderung der Perspektive, sondern um die wohlverstandene *Notwendigkeit* von prognostizierbaren Handlungen: die fundamentale Qualität der Existenz kann von solchen Prognosen abhängen. Bei Wendepunkten der Geschichte mangelte es früher nie an Literatur, folglich sollte es ihrer auch nicht in einem Prozeß ermangeln, in dem sich das Blatt des Kollektivdenkens wendet. Sie sollte überall dort sein, wo der menschliche Geist arbeitet und wacht. Science Fiction nennt sich nicht erst heute eine Wandlerin in der Zukunft. Weil eine derartige Tätigkeit weder in den exakten noch in den Geisteswissenschaften für salonfähig gehalten wird, hat sich niemand der Mühe unterzogen, ihre Ansprüche genauer unter die Lupe zu nehmen. Doch wenn Richtung und Beurteilung sich diametral verändern, dann scheint eine Prüfung der angemeldeten Ansprüche, der Sinnhaftigkeit kreativer Arbeit, ihrer Spezifik oder, kurz gesagt, die kritisch-theoretische Kontrolle ihrer Qualität höchst aktuell.

Strukturen

I.

Die Sprache des literarischen Werkes

Einleitung

Ich möchte das theoretische Instrumentarium anhand einer möglichst kleinen Zahl abstrakter Begriffe darstellen und mich nicht in ein tiefeschürfendes Theoretisieren einlassen, das uns von den bevorstehenden Aufgaben in unerwünschter Weise entfernen würde. Bemühen wir uns also um möglichst einfache Ausführungen, und sorgen wir für die Plastizität der angewandten Termini hinsichtlich ihres Auslösungsvermögens, selbst wenn wir dadurch zur Benutzung nicht völlig korrekter, aber anschaulicher und augenfälliger Modelle bzw. Beispiele verleitet werden. Beginnen wir damit, daß jedes literarische Werk ein sprachliches Gebilde ist; die Sprache wiederum, aus der die Texte bestehen, kann mal an ein Fenster erinnern, das auf eine bestimmte Welt hinausgeht, aber mit einer durchsichtigen Glasscheibe versperrt ist, und mal an ein Mosaikfenster. Dabei sind zwischen einer Sprache von der Durchsichtigkeit des Glases und einer Sprache, durch die man wie bei einem Mosaikfenster nicht hindurchschauen kann, stufenweise Übergänge möglich, die – zusammengekommen – eine gewisse fortlaufende Skala bilden; die literarischen Werke können sich an jeder beliebigen Stelle plazieren. Der obige Vergleich gestattet auf Anhieb die Feststellung, daß alle durchsichtigen Glasscheiben, vorausgesetzt, daß sie wirklich durchsichtig sind, eine Klasse äquivalenter, d. h. austauschbarer Elemente bilden; ob ein Fensterrahmen mit einem Stück Glas, Plexiglas, Glimmer oder Quarz verschlossen ist, hat keine Bedeutung für denjenigen, der durch dieses Fenster die dahinter vorgehenden Erscheinungen beobachtet. Und ebenso existiert eine Klasse äquivalenter sprachlicher Beschreibungen, die mehr oder weniger gleich leistungsfähig in der Demonstration der »gegenständlichen Wirklichkeit« des Werkes sind, wenn die Sprache eines Werkes hinsichtlich der in diesem Werk gezeigten Objekte »durchsichtig« ist.

Von einer ideal durchsichtigen Glasscheibe bis zu einem Mosaikfenster ist der Weg sehr weit; wenn wir aber bereits ein Mosaikfenster vor uns haben, dann wissen wir, daß es nicht durch irgend etwas anderes zu ersetzen ist; denn nicht

das, was sich *hinter* diesem Fenster befindet, bestimmt die Geschlossenheit des Wahrgenommenen, sondern die spezifische Charakteristik des Mosaikfensters selbst. Fensterglas indes kann rauchig oder farbig sein, es kann stellenweise Unebenheiten und Blasen aufweisen, die Glasscheibe kann auch durch eine konvexe oder konkave Linse ersetzt werden, und einfache optische Systeme wiederum sind durch irgendwelche äußerst findige auszutauschen, in der Art eines Objektivs, das die Eigenschaften eines Mikroskops oder auch eines Teleskops besitzt. Schließlich kann man ein Mosaikfenster halbdurchsichtig anfertigen; ein Beobachter, der vor solch einem Gebilde steht, gerät oft in Schwierigkeiten, weil er nicht entscheiden kann, ob das, was er sieht, ein Spezifikum der halbdurchsichtigen Scheidewand ist oder ein Spezifikum der Welt, die sich hinter dieser Scheidewand befindet.

Zwischen den verschiedenen Glasarten und der Sprache besteht aber ein sehr wichtiger Unterschied und zwar hinsichtlich der Frage, die mit dem Zugang zu den Objekten – einmal durch das Fenster, zum anderen durch das Werk des Gezeigten – verbunden ist. Man kann wohl eine Glasscheibe zertrümmern und dann die Fragmente der Wirklichkeit tête-à-tête vor sich haben, doch eine analoge Zerschmetterung, d. h. eine Zerstörung der sprachlichen Schicht eines Kommunikats schafft ein komplettes Nichts; denn eine durch Artikulation bestimmte Welt geht mit ihr zusammen zugrunde. So ist es auch mit einem Mosaikfenster; ganz offensichtlich hat es keinen Sinn, ein Mosaikfenster – was immer es auch darstellen möge – zu zerschlagen mit der Absicht, »besser sehen zu wollen«.

Die obige Betrachtung jedoch stellt noch nicht die letzte Möglichkeit dar, dieses optische Modell zu verwenden; nur Erscheinungen, die mit dem bloßen Auge wahrnehmbar sind, können ohne irgendwelche speziellen Instrumente, die der Sehkraft hinzugefügt werden, betrachtet werden; wir wissen, daß durch die Zerstörung eines Mosaikfensters ein ästhetisches Objekt vernichtet wird, weil das Mosaikfenster selbst eben solch ein Objekt ist, doch die durch ein Mikroskop betrachteten Bakterien befinden sich ganz und gar nicht in dem Mikroskop selbst noch sind sie ein »solches«, obwohl die

Zerstörung des Mikroskops auch das Abbild jener Bakterien zerstört. Ergo: auch rein visuell zugängliche Objekte sind manchmal nicht direkt betrachtbar. Die Sprache als ein nicht-optisches Instrument der Information (natürlich im semantischen Sinne und nicht im Hinblick auf die Augenscheinlichkeit der Lettern und der Ausdrücke auf dem Papier) stellt – nur in einer sehr groben und primitiven Annäherung – einen Ersatz dar, ein Surrogat für das unmittelbare Dabeisein, für die persönliche, beobachtende Teilnahme an den Ereignissen, von denen verbal berichtet wird. Ganz offensichtlich kann die Sprache das Sehen nicht entbehrlich machen, desgleichen auch nicht die anderen Sinne, aber sie ist auch an keinen von ihnen adressiert; wenn die Sprache ein »Verweiszeichen« an die Sinne enthält, dann nur gleichsam mittelbar, da sie sich an die Instanzen unseres Gehirnes wendet, d. h. vor allem an die Fähigkeit unseres Begreifens. Ich erinnere deshalb an diese Trivialität, weil verschiedene Modelle, auf die wir uns beziehen werden, diesen Aspekt des sprachlichen Kommunikats übergehen. Umso mehr soll schon hier dieser unveränderliche und zugleich allgemeine Charakter der Sprache, der zu ihren dominierenden Merkmalen gehört, unterstrichen werden, weil die Sprache, die komplex auf das Aufdecken und Abbilden der eigentlichen Strukturen der Wirklichkeit ausgerichtet ist, dieses um vieles besser macht als wir, wenn wir sie zu einer Individualisierung der durch sie beschriebenen Objekte derart einspannen, daß die Objekte emotional unwiederholbar und einmalig werden. Wohl hat jedes menschliche Gesicht und jede Kontur eines Gebirges visuell nichtwiederholbare Eigenschaften, die sofort ins Auge fallen; doch um sich diesem einzigartigen Zustand bei einer sprachlichen Beschreibung wenigstens zu nähern, muß man sich bei der Artikulation immer tüchtig abquälen. Deshalb ist auch die paßmäßige Beschreibung für eine große Klasse von Personen gültig und nicht nur für jenes Individuum, zu dem diese Beschreibung intentional gehört. In diesem informativen Bereich herrscht also das Sehen über die Sprache, und von hier nehmen auch oft die Mutmaßungen über die die Fundamente der Literatur zerstörende Rolle ihren Ausgang, die die visuellen Techniken eines Kommuni-

kats – in Gestalt des Films oder des Fernsehens – spielen können. Doch das ist ein Mißverständnis, weil all unsere Erkenntnisfunktionen, also auch die sensuell konstituierten, in ihrem Ursprung mit der Sprache legiert und gekoppelt sind. Der Film ist für die Literatur als Literatur, nicht jedoch als ein Ersatz für das Sehen, kein gefährlicher Konkurrent genausowenig wie die Restaurants für die Beschreibung großer Gelage eine gefährliche Konkurrenz darstellen könnten. Es ist offensichtlich, daß wir essen müssen und zu sehen wünschen, doch dies hat mit den für die Literatur spezifischen und zentralen Funktionen nicht viel gemein. Was ein Sprachgebilde auszudrücken vermag, das kann in keiner anderen Form geleistet werden, auch wenn es bisweilen so ist, daß sich der Ersatz – als Surrogat – dennoch als verwendbar herausstellt; doch dann haben wir es weniger mit einer bestimmten literarischen Form zu tun als vielmehr mit ihrem nicht-sehr-literarischen Mißbrauch. Jede Empfindung, die wir einem Sprachtext verdanken, ist nur deshalb möglich, weil sie primär die Instanz des semantischen Begreifens durchläuft; deshalb besitzt das Wort »Schlacht« für zwei Personen, von denen die erste nie eine Schlacht miterlebt, die andere aber ihr halbes Leben im Krieg verbracht hat, zwar verschiedene emotionale, doch dieselben semantischen Aspekte; im Hinblick darauf gibt es zwischen beiden keine Unterschiede.

Die sprachlichen Probleme der Phantastik

Indem sich die Sprache der den Menschen umgebenden Wirklichkeit anpaßt, differenziert sie sich äußerst subtil gerade an den Stellen, auf die die allgemeine Aufmerksamkeit konzentriert ist; wenn diese Orte – unterspült von dem Strom der historischen Veränderungen – verschwinden, dann stirbt auch der hier entstandene Reichtum der Sprache ab und verliert seine bisherige Nützlichkeit. Die Eskimos haben für die verschiedenen Formen des Schnees spezielle Namen, die man angeblich in keiner anderen Sprache antrifft; und die »alten Polen« hatten, da sie in Pferde und

Rüstungen vernarrt waren, für diesen Bereich einen derartigen Wortschatz entwickelt, daß er eine wahre Fundstätte ist – die heutzutage aber leider nur für Romanschreiber des historischen Genres ausbeutbar ist. Die Amerikaner stiegen derart schnell von der Kutsche ins Auto um, daß sich der Autowortschatz über den Kreis des eigentlichen Automobilität hinaus ausgedehnt hat, und man darf solche Begriffe wie »low gear« oder »high gear« (niedriger Gang, hoher Gang) im amerikanischen Englisch auch als Metaphern verwenden. Und da die Amerikaner ziemlich bequeme Menschen sind, gründeten sie Service-Unternehmen, in die man mit dem Auto hineinfährt und wo man – ohne das Auto zu verlassen – einkaufen, Schecks einlösen oder Kino gucken kann; für diese Unternehmen haben sie den kompakten Begriff »drive in« erkoren, also sachliche und funktionelle Bedürfnisse schaffen Bezeichnungen, die schnell zu kompakten Abkürzungen zusammenschrumpfen.

Die Fähigkeit der englischen Sprache, neue Namen – entsprechend den entstehenden Notwendigkeiten – zu kreieren ist hoch. Genaugenommen sind die Anglosachsen nicht in der Lage, ihre rein ethnischen Wortschöpfungen exakt von solchen Wortschöpfungen zu unterscheiden, die auf einer lateinischen Herkunft basieren, weil das Latein bereits in grauen Vorzeiten – als Großbritannien von den Römern besetzt war – in das Blut ihrer Sprache einging. Gerade deshalb wehrt sich die englische Sprache nicht in einem Selbstreflex gegen die Invasion von Worten fremden Ursprungs, die hier sogar ganz englisch klingen. In anderen Sprachen ist dies schwieriger, obwohl die Puristen aussterben, die Worte wie Thermometer in Wärmemesser umtaufen wollen. Die englische Sprache wurde im Bereich der wissenschaftlich-technischen Nomenklatur aggressiv, was schon daraus zu sehen ist, daß der »Computer« praktisch internationalisiert wurde. Ihm auf den Fersen folgten dann solche Schlagworte wie z. B. »software«, »hardware« oder »Randomisation« (den letzten Begriff hat auch die russische Sprache bereits übernommen.)

Einen wortschöpferischen Profi erkennt man in der SF daran, daß er sich nicht endloser, aus griechisch-lateinischen